

Unverkäufliche Leseprobe



Aleida Assmann
Der lange Schatten der Vergangenheit
Erinnerungskultur und Geschichtspolitik

320 Seiten, Broschiert
ISBN: 978-3-406-54962-5

[...]

3. Wie wahr sind Erinnerungen?

Im zweiten Teil dieses Buches kommen wir noch einmal auf das Thema zurück, mit dem wir den ersten Teil begonnen haben: das individuelle Gedächtnis, seine Struktur, seine Dynamik, seine Potentiale und Probleme. Die Vertiefung dieses Themas soll insbesondere durch begriffliche Unterscheidungsangebote und Beispiele geschehen, wobei der Fokus zunächst auf der Frage nach der Wahrheit von Erinnerungen liegen wird. Diese Frage wird sehr unterschiedlich beantwortet, je nachdem, ob wir es mit einer wissenschaftlichen Außenperspektive oder einer erlebenden Innenperspektive zu tun haben. Jenseits der Entscheidung, ob man die Frage nach der Wahrheit bzw. der Authentizität von Erinnerungen ernst nimmt oder ob man sie aus einer skeptischen Sicht als verfehlt zurückweist, gilt die Feststellung, dass das Problem nicht aus der Welt zu schaffen ist und seine Spur in den Diskursen hinterlassen hat.

Ich-Gedächtnis und Mich-Gedächtnis (Günter Grass)

«Ich erinnere mich.» Mit diesen Worten begann Günter Grass am 1. Oktober 2000 eine Rede in der Stadt Vilnius, wo ein «Litauisch-Deutscher Dialog über die Zukunft der Erinnerung» stattfand.¹ Zu diesem Anlass kehrten auf Einladung des Goethe-Instituts vier Autoren (unter ihnen noch zwei weitere Nobelpreisträger) 55 Jahre nach Ende des Krieges in die Barockstadt zurück, die einst ein multikulturelles Zentrum in der Mitte Europas war und seit 1990 die Hauptstadt des unabhängigen Staates Litauen ist. Grass und die anderen Autoren brachten jeder und jede ihre eigene Last von Erinnerungen an Verfolgung, Vernichtung und Vertreibung an diesen Ort mit, die so charakteristisch sind für die Leidensgeschichten des 20. Jahrhunderts.

Seinen ersten Satz, der mit «Ich erinnere mich» beginnt, setzt Grass mit folgenden Worten fort: «oder ich werde erinnert durch etwas, das mir quer steht, seinen Geruch hinterlassen hat oder in verjährten Briefen mit tückischen Stichworten darauf wartet, erinnert zu wer-

den.»² In diesem Satz vollzieht er grammatisch die abrupte Wende vom Aktiv zum Passiv. Dabei räumt er die Subjektposition (ich) und findet sich in der Objektposition (mich) wieder. In die Subjektposition rückt dann das Wort «etwas», das zunächst nicht mehr als ein vager Platzhalter ist. Diese Leerstelle konkretisiert Grass dann durch weitere Worte wie «Geruch» oder «tückische Stichworte».

Indem er mit dem kleinen Wörtchen «oder» eine Richtungsänderung aufnimmt, macht Grass auf zwei grundsätzliche Modi des autobiographischen Gedächtnisses aufmerksam, die ich hier als «Ich-Gedächtnis» und «Mich-Gedächtnis» unterscheiden möchte. Während das eine verbal und deklarativ ist, ist das andere flüchtig und diffus, dabei jedoch nicht ohne Prägnanz; es appelliert eher an die Sinne als an den Verstand. Psychologie und Psychotherapie haben sich intensiv mit dem Ich-Gedächtnis beschäftigt und ihm u. a. das Konzept «story» zugeordnet.³ Die therapeutische Prämisse dieses Konzepts lautet: wir sind die Geschichten, die wir von uns selbst erzählen können. Eine Identität wird in dieser Sicht mithilfe einer Erzählung konstruiert, die den unsortierten Vorrat unserer autobiographischen Erinnerungen ordnet und ihm zusammen mit einer erinnerbaren Gestalt zugleich eine Bedeutung gibt. Das Projekt des aktiven Ich-Gedächtnisses besteht folglich darin, Erinnerungen bewusst aufzurufen und ihnen die Form einer Erzählung zu geben, die ihnen Bedeutung zu verleihen und Perspektiven für die Zukunft zu öffnen vermag. Das autobiographische Gedächtnis ordnet sich nicht von selbst in dieses Format; um den Vorrat von unsortierten Erinnerungen in eine Form zu bringen, muss man Distanz zu sich selbst gewinnen, eine dialogische Haltung einnehmen und eine Position beziehen. Diese autobiographischen Erinnerungen haben eine soziale Komponente: wir müssen in der Lage sein, sie entweder anderen oder uns selbst zu erzählen.

Während die Psychologen und Philosophen viel zum Ich-Gedächtnis zu sagen haben, hat das unsortiert und vorbewusste Mich-Gedächtnis sehr viel weniger Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Hier müssen wir uns an Schriftsteller wie Proust oder Grass halten. Kehren wir also noch einmal zu der bereits zitierten Grass-Rede zurück und hören uns einen längeren Abschnitt an:

Auch während Reisen an Orte, die hinter uns liegen, zerstört wurden und nun fremd klingen, holt uns plötzlich Erinnerung ein. So geschah es mir im Frühjahr 1958, als ich zum ersten Mal nach Kriegsende die langsam aus abgeräumten Trümmern

nachwachsende Stadt Gdansk besuchte und beiläufig hoffte, auf verbliebene Spuren von Danzig zu stoßen. Gewiß, Schulgebäude waren stehen geblieben und ließen in ihren Korridoren wohlkonservierten Schulmief aufleben. Schulwege hingegen schienen kürzer zu sein, als mir erinnerlich war. Dann aber, als ich das einstige Fischerdorf Brösen aufsuchte und den schlappen Anschlag der Ostsee als unverändert erkannte, stand ich plötzlich vor der verschlossenen Badeanstalt und dem gleichfalls vernagelten Kiosk seitlich vom Eingang. Und sogleich sah ich die billigste Freude meiner Kindheit aufschäumen: Brausepulver mit Himbeer-, Zitrone- und Waldmeistergeschmack, das in jenem Kiosk für Pfennige in Tütchen zu kaufen war. Doch kaum prickelte das erinnerte Erfrischungsgetränk, begann es sogleich Geschichten zu hecken, wahrhafte Lügengeschichten, die nur auf das richtige Kennwort gewartet hatten. Das harmlose und simpel wasserlösliche Brausepulver löste in meinem Kopf eine Kettenreaktion aus: aufschäumende frühe Liebe, dies wiederholte und dann nie wieder erlebte Prickeln. (28)

Es ist die Meisterschaft des Autors, dass er in diesem Absatz gleich mehrere Dinge auf einmal zuwege bringt: eine Episode seiner Kindheit zu erzählen, Erinnerungen aufzurufen und obendrein noch den Prozess des Erinnerns selbst in ein prägnantes Bild zu fassen. In seiner Beschreibung des Erfrischungsgetränks, das unerwartete Erinnerungen freisetzt und ihnen zu einer sinnlichen Präsenz verhilft, dürfen wir eine Verneigung vor Proust erkennen, dem großen literarischen Patron und Erforscher des autobiographischen Mich-Gedächtnisses, das er *«mémoire involontaire»* nannte. Was für Grass das imaginäre Brausepulver ist, ist für Proust der tatsächliche Geschmack einer in Lindenblütentee getauchten Madeleine, der bei ihm so plötzlich wie überwältigend zur Epiphanie eines tief begrabenen Vergangenheitsmoments führte.

Aber auch im Falle von Grass wird das autobiographische Gedächtnis von realen sinnlichen Impulsen angestoßen. Er kehrt zu Orten seiner Kindheit zurück wie der Volksschule in Gdansk und dem Strand von Brösen. Wir können diese Erinnerungsorte *«lieux de souvenir»* nennen, um ihre private und subjektive Qualität von Pierre Noras kollektiven und kulturellen Gedächtnisorten, den *«lieux de mémoire»* abzusetzen. Orte und Dinge sind die wichtigsten Auslöser des Mich-Gedächtnisses. Grass schreibt: *«Sprachlose Gegenstände stoßen uns an.»* Das können stumme Relikte und Photographien sein, aber auch

schlichte Alltagsfreuden wie das Brausepulver, das plötzlich erlebnis-gesättigte Sensationen wachruft.

Was ist das für eine Magie, die diesen unscheinbaren Orten und Gegenständen innewohnt, dass sie uns plötzlich so heftig anrühren? Wodurch gewinnen sie eine solche Macht über uns? Die Antwort auf diese Fragen ist klar: Bevor sie diese Wirkung auf uns ausüben können, müssen wir selbst etwas in sie investiert haben. In dieser Hinsicht ist die magische Erinnerungskraft, die Objekten und Orten innewohnt, der Kraft der antiken *Symbola* vergleichbar. Das Wort bezieht sich auf Gegenstände mit Zeichenwert, die anlässlich von Verträgen in zwei Hälften gebrochen wurden, wobei jede der Parteien eine Hälfte als Merk- und Erkennungszeichen erhielt. Wenn die beiden Hälften wieder zusammengefügt wurden, war die Rechtskräftigkeit des Vertrags und die Identität der beiden Verhandlungspartner bestätigt. Nach diesem Modell können wir uns vorstellen, dass viele unserer autobiographischen Erinnerungen, und zumal die, die im Mich-Gedächtnis aufgehoben sind, in zwei Hälften geteilt sind: eine Hälfte, die in uns verbleibt, und eine, die in Orte oder Objekte veräußert ist. Viele unsichtbare Fasern und Fäden verknüpfen so den Leib und die Sinne mit der Außenwelt. Das Mich-Gedächtnis wird aktiviert, wenn nach längerer Trennung die externe ausgelagerte Hälfte mit der leiblichen Hälfte wieder zusammengebracht wird. Orte und Gegenstände sind mächtige *Trigger* dieses somatisch gefühlten Gedächtnisses, zu dem es freilich keinen Schlüssel, keine Landkarte und keinen anderweitig bewussten und kontrollierten Zugang gibt. Wir können es niemals von außen überblicken oder kontrollieren, weil es in die Fasern und Fugen unserer unverfügbaren Empfindungen eingelassen ist. Deshalb stolpern wir hier blind, wie Grass schreibt, über alle möglichen Widerstände und Fallen. Wir halten nicht die Wünschelrute dieser Erinnerungen in unserer Hand, weil wir selbst nicht das Agens, sondern das Medium dieser Wirkungen sind: wir sind selbst die Wünschelrute. Deshalb ist es auch nicht so leicht, an dieses Mich-Gedächtnis heranzukommen: wir können die darin gespeicherten Erinnerungen nicht einfach aufrufen, sondern müssen warten, bis sie sich (durch entsprechende Berührungen und Passworte) selbst melden. Die Erinnerungen schlummern im Mich-Gedächtnis in der Form impliziter und versteckter Dispositionen, sie bilden ein diffuses und latentes Bereitschaftssystem, das unerwartet auf bestimmte äußere Reize antwortet. Wo Reiz auf Disposition trifft, werden die somatisch gefühlten Erinne-

rungen aktiviert und können aus dem vorbewussten Mich-Gedächtnis ins bewusste Ich-Gedächtnis übersetzt werden.

Der französische Philosoph Henri Bergson hat einmal geschrieben: «Der Mann der Tat zeichnet sich durch seine Fähigkeit aus, wichtige Erinnerungen aufrufen zu können, indem er in seinem Bewusstsein eine Barriere errichtet, die ihn vor der Masse seiner unzusammenhängenden Erinnerungen schützt.»⁴ Diese Einsicht bildet zugleich den Kern einer Argumentation, die Nietzsche zwanzig Jahre zuvor in seiner Schrift *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* vorgebracht hat. Männer der Tat, die von Nietzsche und Bergson bewundert wurden, sind Virtuosen des Ich-Gedächtnisses; Autoren wie Proust und Grass dagegen – und hier können wir auch James Joyce und Virginia Woolf hinzunehmen – sind Virtuosen des Mich-Gedächtnisses, die das labyrinthisch rhizomatische Gefüge unserer vorbewussten Erinnerungen erforscht haben. Diese Erinnerungen bilden zugleich ein unsichtbares Netz, durch das unser Körper mit der Objektwelt verbunden ist.

Wir dürfen also zwei verschiedene Systeme innerhalb des autobiographischen Gedächtnisses unterscheiden: das auf bewusster Re-Konstruktionsarbeit beruhende Ich-Gedächtnis und das nicht organisierte und nicht organisierbare vorbewusste Mich-Gedächtnis. Während das erste sich in der Interaktion mit signifikanten anderen bildet, wird das zweite durch Interaktion mit Orten und Gegenständen aktiviert. Diese Orte und Dinge fungieren als Auslöser, die die «halbierten» Gefühlsdispositionen, die in uns schlummern, vervollständigen, womit sie – wie bei Grass – durch Selbstbeobachtung in eine bewusste Dimension gehoben und dem Ich-Gedächtnis zugeschlagen werden können. Damit allerdings verändert es sich qualitativ. Das Mich-Gedächtnis ist nichts anderes als ein potentielles System von Resonanzen, von Saiten, die zum Klingen gebracht werden können. Welche Saite getroffen wird, ob und wann eine Schwingung im labyrinthischen Netzwerk unserer Seele entsteht, ist nicht wirklich steuerbar, sondern beruht weitgehend auf Zufällen. Eine Voraussetzung dafür scheint allerdings zu sein, dass eine Erfahrung über längere Zeit in einen Zustand der Latenz und des Vergessens gerät, in dem sie sich aber nicht auflöst, sondern im Gegenteil ihre spezifische «Frische» bewahrt. «Touch it and the bloom is gone» – diese Floskel von Oscar Wilde gilt zu einem gewissen Grade auch für das psychosomatische Mich-Gedächtnis. Denn jede weitere Reaktivierung dieses Mich-Gedächtnisses wird die be-

wusste sprachliche Formung stärken und damit automatisch den zugrunde liegenden sinnlichen Erlebnisgehalt schwächen. Damit sind wir bei einem wesentlichen Aspekt des Erinnerns angekommen, der permanenten Umkodierung von Vorbewusstem in Bewusstes, von Sinnlichem in Sprachliches und Bildliches, von Bildern und Sprache in Schriftliches usw. Anders als das materielle Konservieren in Bibliotheken, Magazinen und Archiven vollzieht sich lebendiges Erinnern stets im Prozess solcher Übersetzungen. Ja, wir können geradezu sagen: *erinnern ist übersetzen*, und damit bleiben Erinnerungen zugleich in plastischer Bewegung.

Authentizitätsprobleme

Die Operation des Übersetzens von Erinnerungen bedeutet immer zugleich auch Veränderung, Verlagerung, Verschiebung. Was einerseits als eine Form ihres Lebendighaltens betrachtet werden kann, kann auch als eine Gefahr und Bedrohung aufgefasst werden. Die radikalste Form einer Erinnerungsskepsis hat Christa Wolf zum Ausdruck gebracht, als sie schrieb: «Wie man es erzählen kann, so ist es nicht gewesen.»⁵ Ihre Skepsis zielt auf den unüberbrückbaren Hiat zwischen Erfahrung und Erinnerung. Das kritische, ja agnostische Bewusstsein für die Distanz und Diskrepanz zwischen «Eindruck» und «Ausdruck» ist Grundlage ihrer künstlerischen Sensibilität und begleitet auch ihre eigene Erinnerungsarbeit mit Reflexionen über Möglichkeiten und Grenzen künstlerischer Darstellbarkeit. Wolf wirft mit ihrem Satz die grundlegende Frage nach der Wahrheit oder Wahrhaftigkeit von Erinnerungen auf, der ich im Folgenden nachgehen möchte. Ich wähle dafür zwei ganz verschiedene Erinnerungen an Auschwitz, die nicht zuletzt auch die unverwechselbare Perspektivität des Erfahrungsgedächtnisses zum Ausdruck bringen.

Zwei Erinnerungen an Auschwitz (Primo Levi und Reinhart Koselleck)

Was am 27. Januar 1945 im Lager Buna-Monowitz in unmittelbarer Nähe von Auschwitz geschah, davon hat uns Primo Levi ein erschütterndes Zeugnis überliefert.⁶ Er schildert die letzten Tage des Lagers «außerhalb der Welt und Zeit» bis zur Ankunft der russischen Armee.

Die Lagerleitung war zusammen mit 20 000 Häftlingen geflohen, die auf dem Evakuierungsmarsch fast alle umgekommen oder umgebracht worden sind. Im Lager übrig geblieben waren die Kranken, Sterbenden und Toten, unter ihnen der an Scharlach leidende Primo Levi. Mit der Evakuierung des Lagers war auch dessen Infrastruktur vollständig zusammengebrochen. Bei minus 20 Grad kümmerten sich die wenigen, die dazu noch in der Lage waren, um Heizung, Beleuchtung und eine notdürftige Verpflegung. Trotz dieser kleinen Schritte einer Rückeroberung von Selbstbestimmtheit und Menschlichkeit blieb das bestimmende Gefühl angesichts des Kots und Schmutzes der Baracken, des Leidens der Sterbenden und der Menge der Leichen Ohnmacht und Selbstverlust:

26. Januar. Wir liegen in einer Welt der Toten und Larven. Um uns und in uns war die letzte Spur von Zivilisation geschwunden. Das Werk der Vertierung, von den triumphierenden Deutschen begonnen, war von den geschlagenen Deutschen vollbracht worden.⁷

Primo Levis Bericht mit dem Titel *Ist das ein Mensch?*, den er gleich nach seiner Rückkehr aus dem KZ niedergeschrieben hat, ist für die nachfolgenden Generationen von Tätern und Opfern zum Teil eines gemeinsamen kulturellen Gedächtnisses geworden.

Auf ein ganz anderes Erfahrungsgedächtnis verweist die autobiographische Skizze, die der Historiker Reinhart Koselleck fünfzig Jahre nach Kriegsende in einer Tageszeitung veröffentlichte.⁸ Der Tag der Befreiung war für den Soldaten Koselleck wie für unzählige andere Mitglieder der Wehrmacht ein Tag der Gefangennahme. Er beschreibt, wie seine Einheit von den Amerikanern an die Russen übergeben wurde und sich in einer großen Gefangenenkolonne in Richtung Osten auf den Weg machte. Diese Gefangenen marschierten an Birkenau vorbei und erreichten schließlich Auschwitz, wo sie in die Baracken einzogen. Der Name Auschwitz hatte damals für Koselleck keine Bedeutung. Erst von den Russen erfuhren die deutschen Kriegsgefangenen, dass in Birkenau Millionen vergast worden seien, was viele der Gefangenen für eine sowjetische Propagandalüge hielten. Nicht so Koselleck. Er schreibt, dass er von der Wahrheit dieser Worte spontan überzeugt war, und er beschreibt auch die Umstände, unter denen ihn in Auschwitz die Wahrheit über diesen Ort mit einer fast physischen Gewalt traf. Ein ehemaliger polnischer KZ-Häftling war

zur Überwachung der deutschen Kriegsgefangenen eingesetzt und trieb sie zu schnellerem Arbeiten an. Einmal ergriff er dabei einen Schemel, den er drohend in die Luft hob. Doch bevor er ihn auf Kosellecks Kopf niederschmetterte, hielt er plötzlich inne mit den Worten: «Was soll ich dir schlagen Schädel ein, ihr habt ja vergast – Millionen.» Der Schemel flog in die Ecke und zerbrach. Koselleck fährt fort: «Schlagartig – wörtlich zu nehmen – war mir klar, daß er die Wahrheit sprach. Vergast? Millionen? Das konnte nicht erfunden sein.» (21)

An dieser Stelle fügt Koselleck eine kritische Reflexion über die Wahrheit seiner eigenen Erinnerungen ein. Er schreibt: «Es gibt Erfahrungen, die sich als glühende Lavamasse in den Leib ergießen und dort gerinnen. Unverrückbar lassen sie sich seitdem abrufen, jederzeit und unverändert. Nicht viele solcher Erfahrungen lassen sich in authentische Erinnerungen überführen; aber wenn, dann gründen sie auf ihrer sinnlichen Präsenz. Der Geruch, der Geschmack, das Geräusch, das Gefühl und das sichtbare Umfeld, kurz alle Sinne, in Lust oder Schmerz, werden wieder wach und bedürfen keiner Gedächtnisarbeit, um wahr zu sein und wahr zu bleiben.» (21)

Koselleck ist nach Auschwitz als ein russischer Kriegsgefangener gekommen, nicht als ein Opfer des NS-Regimes. Von den Verbrechen, die dort verübt worden sind, hat er keine eigene Erfahrung, er kennt nur den Schauplatz des Schreckens nach der Befreiung, er hat Informationen nur aus zweiter Hand. Dennoch entwickelt er seinen Begriff sinnlicher Wahrheitspräsenz ausgerechnet anhand einer Erinnerung, für die er selbst keinerlei sinnliche Wahrnehmung hat. Was sein Bericht eindrucksvoll bezeugt, ist der Schockeffekt, den die plötzliche Einsicht in die Wahrheit der Nachricht von den Naziverbrechen bei ihm ausgelöst hat. Stärker als ein möglicher Schlag mit dem Schemel traf ihn die Wucht dieser Nachricht.

Manche mögen geneigt sein, Kosellecks Insistieren auf seiner authentischen Erinnerung im Lichte rezenter neurologischer und psychologischer Einsichten in die generelle Unzuverlässigkeit menschlicher Erinnerungen als eine Form des Selbstbetrugs abzutun. Tatsächlich gibt es aber in der neueren Gedächtnistheorie einen Ausnahmefall, der dem hier beschriebenen Typ von Erinnerung genau entspricht. Für solche subjektiv als authentisch und unverrückbar erfahrenen Erinnerungen haben die Psychologen den Begriff der *flashbulb memo-*

ries» eingeführt.⁹ «Flashbulb»- oder «Blitzlicht»-Erinnerungen zeichnen sich durch große Lebhaftigkeit aus, sie bewahren überraschende, einmalige Erfahrungen mit großer Detailgenauigkeit. Ihnen wird in der Forschung nicht nur eine «primäre» und «lebendige Qualität» zugesprochen, es ist auch von ihrer erstaunlichen Beharrlichkeit die Rede: «flashbulb memories appear to endure for years and decades without noticeably degrading.»¹⁰ Flashbulb memories stellen eine besondere Form des autobiographischen oder «episodischen Gedächtnisses» dar, welche darin besteht, sich genau zu erinnern, wo man gewesen ist und was man gerade tat, als einen die Nachricht von einem bedeutsamen historischen Ereignis erreichte. Als Auslöser für Blitzlicht-Erinnerungen gelten vor allem einschneidende historische Veränderungen, die die Zeitzeugen unvermittelt treffen und mit schmerzhafter Plötzlichkeit ins Bewusstsein treten. Diese Wirkung stellt sich besonders im Falle epochaler Wendepunkte ein, die eine neue Ära einleiten und auch dem eigenen Leben eine unerwartet neue Richtung geben. Anlässe für flashbulb memories sind in der Forschungsliteratur der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, die Nachricht vom Tode Hitlers, die Ermordung John F. Kennedys am 22. November 1963 und neuerdings weltweit der 11. September 2001.

Spur und Bahn: zwei Gedächtnismodelle

Von seinen unmittelbaren, wie glühende Lavamasse in den Leib gegossenen Erinnerungen unterscheidet Koselleck die sprachlich vermittelten Erinnerungen. Während erstere über beliebige Zeiträume hinweg ihre sinnliche Evidenz, ihre «Wahrheitspräsenz» behalten, werden die anderen durch wiederholtes Erzählen verfestigt, büßen dabei jedoch über die Zeit ihre sinnliche Kraft ein:

Freilich gibt es zahllose Erinnerungen, die ich oft erzählt und wiederholt habe, deren sinnliche Wahrheitspräsenz aber längst entschwunden ist. Sie sind selbst für mich nur noch literarische Geschichten, ich kann ihnen, mir selbst zuhörend, nur noch Glauben schenken. Bis zur sinnlichen Gewißheit verbürgen kann ich mich nicht mehr. (22)

Während Wissen sprachlich mitteilbar ist, bleiben die körperlich gespeicherten Erfahrungen in ihrer Eindruckskraft und Absolutheit letztlich unvermittelbar und unaustauschbar. Letztere werden als besonders authentisch erfahren, weil sie eine radikal individuelle Wahr-

nehmung vergangener Realität festhalten und damit zugleich die Unverwechselbarkeit der eigenen Existenz verbürgen.

Koselleck, so dürfen wir verallgemeinern, unterscheidet zwei Gedächtnisspeicher für Erinnerungen: den Körper und die Sprache. In beiden stabilisieren sich Erinnerungen auf ganz unterschiedliche Weise. Wir können diese zwei Formen mit den Begriffen <Spur> und <Bahn> aus der neurologischen Terminologie (etwa Freuds) verbinden. Diese Unterscheidung ist (worauf Maurice Halbwachs hingewiesen hat) bereits bei Samuel Butler zu finden, der Folgendes feststellte:

Wir erinnern uns am besten an die Dinge, die wir am wenigsten häufig getan haben (...) und an die, die wir am häufigsten getan haben und die uns deshalb am vertrautesten geworden sind. Denn unser Gedächtnis wird vor allem durch zwei Kräfte berührt, einmal die der Neuigkeit und zum anderen die der Routine. (...) Aber die Art, wie wir uns an Eindrücke erinnern, die sich uns aus Routine eingeprägt haben, ist ganz verschieden von der, nach der wir einen tiefen, einmal empfundenen Eindruck behalten.¹¹

Eine Spur entsteht durch einen einmaligen Eindruck, eine Bahn oder ein Pfad durch wiederholte Bewegung auf einer Strecke. Die körperlichen Erinnerungen festigen sich durch die Intensität des Eindrucks, die sprachlichen dagegen durch beständige Wiederholung. Die sinnlichen Erinnerungen sind geprägt von der Kraft des Affekts, dem Druck des Leidens, der Wucht des Schocks. Sie haften im Gedächtnis, ganz unabhängig davon, ob sie zurückgerufen werden oder nicht. Dagegen ist der Rahmen für die sprachlichen Erinnerungen nicht der Körper, sondern die soziale Kommunikation. Maurice Halbwachs hat gezeigt, dass sich Erinnerungen im sprachlichen Austausch mit anderen Menschen und ihren Erinnerungen aufbauen. Wir erinnern uns an vieles in dem Maße, wie wir Anlässe finden, davon zu erzählen. Das Erzählen ist eine <elaborierte Kodierung> und damit eine Übersetzung des Erlebten in eine Geschichte. Diese «elaborierte Kodierung ist eine entscheidende und vielleicht sogar notwendige Voraussetzung unserer Fähigkeit, uns genau und lebendig an das zu erinnern, was uns in der Vergangenheit widerfahren ist. (...) Ohne Elaboration verarmen unsere Erinnerungen.»¹² Der Nachteil ist nur: Je öfter man etwas erzählt, desto weniger erinnert man sich an die Erfahrung selbst und desto mehr erinnert man sich an die Worte, mit denen man zuvor davon erzählt hat. Das Gedächtnis festigt sich durch Elaboration und Wieder-

holung, und das bedeutet auch: was nicht wiederholt wird, geht verloren. In einem Roman von Christa Wolf findet sich der Satz: «Elf Jahre ist es her und war in einem anderen Leben. Die Erinnerung daran wäre ihm ganz geschwunden, hätte er sie nicht durch Worte befestigt, mit deren Hilfe er sich nun, sooft er will, jenes Erlebnis heraufrufen kann.»¹³ Wie bei Koselleck ist auch bei Christa Wolf die Anekdote der Inbegriff einer versprachlichten Erinnerung, die jederzeit abrufbar und reproduzierbar ist. «Das wird blank poliert beim häufigen Erzählen», erklärt sie und beschreibt damit eine Form von Erinnerungen, die in sprachlichen Formeln gerinnen und ihre «sinnliche Wahrheitspräsenz» gänzlich eingebüßt haben.¹⁴ Die sprachlich kodierten Erinnerungen sind darum aber nicht unbedingt «falsch», sie existieren nur in einem anderen Modus, nämlich dem der Sprache und nicht dem des Körpers.

Kosellecks Gegenüberstellung von sinnlichen und sprachlichen Erinnerungen lässt sich an den Unterschied zwischen Mich-Gedächtnis und Ich-Gedächtnis anschließen und mit einer eher passiven und einer eher aktiven Form von Erinnerung in Verbindung bringen. Die sinnlichen Erinnerungen werden unter bestimmten Umständen «wieder wach und bedürfen», wie er ausdrücklich feststellt, «keiner Gedächtnisarbit, um wahr zu sein und wahr zu bleiben». Was durch sinnlichen Eindruck gespeichert ist, galt auch ihm als ungleich unmittelbarer und wahrhaftiger als das, was durch das Medium sprachlicher Wiederholung gespeichert ist. Diese beiden Formen des Erinnerns, die der Spur und der Bahn, lassen sich darüber hinaus mit zwei verschiedenen Erinnerungstheorien assoziieren, die wir mit den Begriffen «Retention» und «(Re-)Konstruktion» kennzeichnen können. Retention steht für die Vorstellung einer körperlichen Dauerspura der Erinnerung, die wie Kosellecks glühende Lava über lange Zeitintervalle unverändert konserviert wird; Rekonstruktion dagegen bezieht sich auf die Vorstellung, dass Erinnerungen nur dadurch befestigt werden können, dass sie in immer neuen Akten wieder hergestellt und dabei immer neu und immer etwas anders vergegenwärtigt werden.

Seit den siebziger und achtziger Jahren haben die Neurowissenschaften unsere Vorstellung vom Gedächtnis als einem schützenden Behälter für Erinnerungen radikal in Frage gestellt und sie durch die Konzeption einer plastisch wandelbaren, damit aber auch grundsätzlich unzuverlässigen Tätigkeit ersetzt. Diese Betrachtungsweise ist indessen gar nicht so neu. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts ist sie

von dem Autor Italo Svevo mit folgenden Worten erläutert worden, die hier noch einmal etwas ausführlicher wiederholt werden sollen:

Die Vergangenheit ist immer neu. Sie verändert sich dauernd, wie das Leben fortschreitet. Teile von ihr, die in Vergessenheit gesunken schienen, tauchen wieder auf, andere wiederum versinken, weil sie weniger wichtig sind. Die Gegenwart dirigiert die Vergangenheit wie die Mitglieder eines Orchesters. Sie benötigt diese Töne und keine anderen. So erscheint die Vergangenheit bald lang, bald kurz. Bald klingt sie auf, bald verstummt sie. In die Gegenwart wirkt nur jener Teil des Vergangenen hinein, der dazu bestimmt ist, sie zu erhellen oder zu verdunkeln.¹⁵

Im Grunde beschreibt Svevo in diesen Sätzen die Mechanismen der Proust'schen *«mémoire volontaire»*. Ihnen hat Proust seine *«mémoire involontaire»* mit der Leitthese seines Romans entgegengesetzt, welche lautet: *«Das Buch mit den in uns eingegrabenen, nicht von uns selbst eingezeichneten Charakteren ist unser einziges Buch.»* Und er fährt fort: *«Nur der Eindruck, wie hauchdünn auch seine Substanz zu sein scheint, wie ungreifbar seine Spuren, ist ein Kriterium der Wahrheit.»*¹⁶ Eine grundsätzliche, existentielle Frage tut sich hinter diesen Thesen und Theorien auf: Sind wir die Träger einer Erinnerungsschrift, die ein für allemal in uns eingegraben ist, oder produzieren wir diese Schrift selbst und tun wir es auf eine immer neue Weise? Wie passiv oder aktiv ist das Erinnern? Schließen sich Gedächtnis und Bewusstsein aus, wie Freud angenommen hat, oder ist Bewusstsein am Erinnerungsakt beteiligt? Aber vielleicht sind die Fragen in dieser Form schon falsch gestellt, weil sich im Akt des Erinnerns oft beide Aspekte überlagern. Im Folgenden sollen deshalb Retention und Konstruktion bzw. Festhalten und Erneuern nicht als gegensätzliche und einander ausschließende Gedächtnishypothesen, sondern als komplementäre, aufeinander bezogene Aspekte des Erinnerns untersucht werden.

In subjektiven Erinnerungszeugnissen wie dem von Koselleck zitierten spielt die Beteuerung von Authentizität oft eine große Rolle. Eines der wichtigsten Argumente, um die Authentizität von Erinnerungen zu unterstreichen, besteht in der ausdrücklichen Trennung von bildlichen und sprachlichen Erinnerungen. Bereits Proust hatte seine authentischen Erinnerungen gerade dort aufgesucht, wohin die Sprache nicht reicht, in den sinnlichen Ein-Prägungen, die sich durch unwillkürliche Reize wieder bemerkbar machen. Gewiss hat er selbst

diese Erinnerungen zum Teil versprachlicht und damit mittelbar gemacht. Das muss aber nicht so sein. Ein großer Teil von ihnen bleibt eingekapselt und unter der Schwelle des Bewusstseins. «Unsere Arme und Beine sind voll von schlummernden Erinnerungen», schrieb er. Sie bestehen, ohne vom Bewusstsein erfasst und «geweckt» zu werden. Proust hat diese kryptische Präsenz der Vergangenheit im Körper deshalb auch mit photographischen Negativen verglichen, von denen nicht grundsätzlich vorhersagbar ist, ob sie irgendwann einmal entwickelt werden oder nicht.

Die Metapher der Photographie spielt beim subjektiven Authentizitätsnachweis von Erinnerungen eine besonders wichtige Rolle. Als der Arzt, Experimentalpsychologe und Maler Carl Gustav Carus (1789–1869) seine Lebenserinnerungen aufschrieb, fiel ihm auf, dass «aus frühester Zeit durchaus nur einzelne Bilder vorhanden» waren, woraus er schloss, «daß die allerfrühesten Erinnerungen nie einen Gedanken, sondern immer nur eine oder die andere Sinnesvorstellung, welche gleichsam daguerreotypisch besonders fest sich eingepreßt hatte, zutage fördern werden».¹⁷ Die Bilder, an die Carus denkt, haben sich der empfindlichen Seele des Kindes, die mit einer photographischen Platte verglichen wird, unvermittelt ein für allemal eingepreßt. Der Filter, den Sprache und Bewusstsein vor die Wahrnehmung schalten, wird bei dieser direkten Einprägung umgangen. Die frühkindlichen Bilder schreiben sich für Carus ebenso unmittelbar ins Gedächtnis ein wie die Erscheinungswelt in die Silbersalze der photographischen Platte. Diese Metaphorik der unwillkürlichen körperlichen Einschreibung folgt dem Gedächtnismodell der Spur und nicht der Bahnung. Mit ihm verbindet sich ein Anspruch wo nicht auf objektive Wahrheit, so doch auf subjektive Wahrhaftigkeit. Die Welt schreibt sich natürlich nicht so automatisch in die menschliche Seele ein wie durch den Auslöser in eine Kamera. Den Auslöser betätigt im Falle der Erinnerung ein Affekt, der den Kern des emotionalen Gedächtnisses ausmacht. Ohne die Scharfeinstellung der Aufmerksamkeit durch einen bestimmten Affekt entsteht kein Bild, aber dieser Affekt modelliert immer schon die Erinnerung.

Die neuere Hirnforschung hat die starre Gegenüberstellung des Paradigmas der «Einschreibung» (oder «Engramme»¹⁸) einerseits und des Paradigmas der «Bahnung» andererseits weitgehend aufgehoben, indem sie beide Aspekte in der folgenden Weise verknüpft hat: «Engramme sind die flüchtigen oder überdauernden Veränderungen

im Gehirn, die sich aus der Kodierung eines Erlebnisses ergeben. Man nimmt an, dass das Gehirn ein Ereignis aufzeichnet, indem es die Verbindungen zwischen Neuronengruppen stärkt, die an der Kodierung des Ereignisses beteiligt sind. In der Regel besteht ein Ereignis in unserem Alltagsleben aus zahlreichen Bildern, Geräuschen, Handlungen und Wörtern. Verschiedene Hirnregionen analysieren die unterschiedlichen Aspekte. Infolgedessen bilden die Neuronen in den einzelnen Gebieten stärkere Verbindungen untereinander aus. In dem neuen Konnektivitätsmuster konstituiert sich die Aufzeichnung des Ereignisses: das Engramm.»¹⁹

[...]